

Selene Mariani

Ellis

ROMAN

Wallstein

Selene Mariani
Ellis

Selene Mariani

Ellis

Roman



WALLSTEIN VERLAG

Italien, 2002

Ich sitze auf einer nackten Matratze. Vor mir steht der Fernseher, es läuft *Aristocats*. Um mich herum gepackte Kisten und der Duft von frischer Farbe.

Ich weiß nicht, dass mein Leben morgen geteilt wird und ich die erste Hälfte wegwerfen muss.

Ich ziehe das Rollo nur zur Hälfte nach oben. So sehe ich, wie jeden Morgen, die Beine der vorbeigehenden Menschen: zweimal Sportschuhe und -hosen im Gleichschritt. Kurz nach ihnen ein Paar hastender langer Beine in Jeans, knapp dahinter kurze, die versuchen mitzuhalten.

Ich öffne das Fenster und höre: »Los, sonst wird die Lehrerin wieder böse!« Die Kinderbeine beschleunigen und stolpern fast. Dann verschwinden alle vier Beine aus meinem Blickfeld.

In den ersten Momenten des Tages nur diesen kleinen Ausschnitt zu sehen, beruhigt mich. Außerdem rätele ich gern, wie der Rest aussehen könnte. Manchmal bin ich zu neugierig und schaue nach. Doch meist betrachte ich nur Beine und Füße und den Boden, auf dem sie laufen – bevor ich hier einzog, ist mir nie aufgefallen, dass fast alle Fußwege mit Kaugummiresten übersät sind.

Da stehen sie alle im Kreis, noch ohne die grünen T-Shirts. Die Arme hängen herunter wie schlaffe Fahnen.

Ich möchte wieder umdrehen, doch: »Moin, Ellis!«

Unter meinen Achseln wird es heiß und klebrig. Auch meine Füße fühlen sich an, als müsste ich sie vom Boden ziehen, immer wieder.

Als ich ankomme, grüße ich ohne Blickkontakt. Der Kreis öffnet sich ganz leicht, ich bleibe trotzdem außerhalb stehen, wünsche, ich hätte einen Kaffee oder eine Zigarette in der Hand, so wie die anderen, oder sogar, wie die neben mir, einen Energydrink. Der billige Parfümgeruch ist in jeder Pause zu riechen. Alle außer mir nutzen den Vorrat, der hinter unserem Aufsteller versteckt ist.

»Was hast du am Wochenende gemacht?«

Aus meinem Mund unbeholfene Worte: »Dieses ... äh ... ich weiß nicht mehr ...«

Erst später, nachdem ich mein Arbeits-T-Shirt übergezogen und mich in Position begeben habe, fällt es mir wieder ein.

Ich sitze auf dem Sitzsack in der Ecke. Aus meinem winzigen blauen Happy-Meal-Radio tönen immer wieder die gleichen dreißig Sekunden eines No-Angels-Songs. Ich kenne nur die dreißig Sekunden, ich kenne sonst gar keine Musik, nur die Namen, und ich weiß nie, wo der Vorname endet und der Nachname beginnt: Pritneysbiers, Maikeldscheksn.

Die anderen sitzen schon im Stuhlkreis und reden über Serien, die ich auch nicht kenne, weil wir keinen Fernseher haben.

In den Ferien hat Filo mich überredet, mit ihr zum Friseur zu gehen und mir auch die Haare dauerglätten zu lassen.

»In der Schule sind dann alle beeindruckt«, hat sie gesagt und sich dann schnell übers Gesicht gewischt, so wie immer seit unserem Umzug nach Deutschland.

»Wie angeklatscht«, kichert Ben.

»Fettig«, sagt eine aus seiner Gang.

Wie konnte ich nur auf meine Großmutter hören?

Die Lehrerin kommt ins Zimmer. Ich mache das Radio aus und setze mich neben sie.

»Hat Ellis nicht eine wunderbare Frisur?«, fragt sie in die Runde.

Alle schauen weg.

»Wer hat dir die denn gemacht?«

Ich schaue sie auch nicht an, ich wünschte, sie würde nichts sagen oder wenigstens etwas Negatives.

»Blümers Liebling«, werden sie später sagen. »Schleimst dich bei allen ein wie eine widerliche Nacktschnecke.«

Zum dritten Mal ziehe ich die Schuhe an, dann wieder aus. Wozu jetzt diese Kleinigkeiten besorgen? Wieso nicht einfach morgen?

Ich setze mich wieder auf das Küchensofa, sehe auf die Uhr. Vierzehn Uhr.

Als ich das nächste Mal nachsehe, ist es um drei. Was tun andere Menschen, wenn sie frei haben? Sie treffen Freunde, haben Sex, gehen einkaufen.

Ich ziehe doch die Schuhe an, gehe sinnlose Kleinigkeiten besorgen.

Als ich zurückkomme, ist es sechzehn Uhr. Zwei Stunden noch, dann kann ich anfangen, mir ein Abendessen zuzubereiten, die halbe Zucchini mit einer halben Handvoll Reis, dazu einen Film ansehen. Morgen wieder früh aufstehen, mit hundert Fremden sprechen.

»Ellis! Los jetzt! Sonst kommst du wieder zu spät!«

Mama schiebt mir den Ranzen auf den Rücken, zieht den Reißverschluss meiner Jacke zu und öffnet die Tür.

Ich beuge mich hinunter, um meine Schnürsenkelschleifen zwischen den Fingern zu zwirbeln.

»Los!«, wiederholt sie. »Ich habe keine Zeit, diese Woche schon wieder zum Elterngespräch zu gehen!«

Sie schiebt mich hinaus ins blendende Licht, ich laufe los, die eine Hand vor dem Gesicht, die andere zur Faust geballt.

An der nächsten Ecke zieht mich etwas nach hinten, ich stolpere, dann werde ich durchgeschüttelt.

Meine Zähne stoßen aufeinander, immer wieder.

Ich schließe die Augen.

Das Gewicht an meinem Rücken verschwindet und mit ihm das Schütteln.

Dafür jetzt ein paar Tritte in die Kniekehlen.

Ich stelle mir vor, dass ich eine Statue bin, die Füße fest auf dem Boden.

Jetzt Tritte von vorn, in den Bauch. Ich mache kein Geräusch, bis sie aufhören.

Ich öffne die Augen und sehe ihnen nach.

Fröhlich auf und ab wippende Rucksäcke, Richtung Schule laufen sie, reden laut über die Unterrichtsstunden, die sie heute vor sich haben, scheinen schon vergessen zu haben, was gerade passiert ist. Nur dasselbe wie jeden Tag seit fast einem Jahr.

Ich lasse mich auf die Bordsteinkante sinken, lege den Kopf auf die Knie, warte, bis mein Atem zurückkommt. Dann suche ich den Ranzen. In einem der umliegenden Gärten muss er

sein, wahrscheinlich wieder der mit dem elektrischen Tor, wo man klingeln muss, um hineinzukommen.

Es ist erstaunlich – es scheint nur zehn Gesichter zu geben. Dieses habe ich bereits vor ein paar Minuten gesehen, mit blonden Augenbrauen. Jetzt dunkle, aber das gleiche lange Kinn, der gleiche gehetzte Blick.

»Hallo«, sage ich.

Jetzt langsam die Mundwinkel heben.

Ich lasse meine Hand vor ihr schweben, verlockend – bis sie nicht anders kann ...

Sie greift zu.

Jetzt sprechen. Der erste Textbaustein, wie damals in der Schulung eingebläut: mit langsamer, weicher Stimme, als hätten wir alle Zeit der Welt.

Darauf achten, dass ich in ihrer Laufrichtung bin. So müsste ihr Körper aktiv werden, um zu entkommen. Und sie hat jetzt das Gefühl, das nicht mehr zu dürfen, nun, da ich mich so über ihren Anblick freue und ihre Hand gedrückt habe, das wäre unhöflich.

Ich halte das Bild der zerfressenen Lunge vor ihr Gesicht, sie fährt mit den Fingerspitzen über die laminierte Oberfläche. Ihre Hände sind rissig von der kalten Luft.

Textbaustein vier: »Wenn Ihr Arzt Ihnen dieses Bild zeigen würde, würden Sie sich Sorgen machen«, sage ich. »Doch was ist mit dem Regenwald?«

Ihre Hand wird immer röter vor Kälte, aber sie zieht sie nicht zurück in den Ärmel.

Ich weiß, was sie antworten wird, als ich sage: »Wir tun was dagegen. Möchten Sie uns unterstützen?«

Schon sind wir am Stehtisch, schon liegt ihre Hand auf dem Vertrag und greift nach dem Stift.

»Ich mache das schon«, sage ich, das Strahlen fällt mir nun besonders leicht. »Sie müssen nur noch unterschreiben.«

Ich blicke ihr hinterher, der dreizehnten von hundert, und da sagen manche, diese Zahl bringe Unglück.

Wieder geradeaus schauen, direkt in die Sonne. Die Augen gespannt offen halten, sonst wirke ich unfreundlich.

Kurz erholen, bevor ich wieder lächle. Die nächsten fünf lasse ich vorbeigehen. Nur ein Gesicht kenne ich nicht. Alle anderen gehören zu den zehn, die immer wiederzukehren scheinen.

Das Wasser vom Regenguss heute Morgen quietscht in meinen Schuhen, während ich auf der Stelle trete. Das ist das Problem an Pausen: Ich fühle wieder etwas. Auch dass mein Hals kratzt, vor Durst hoffentlich, Krankwerden ist nicht. Und mein Magen tut weh, aber das stört mich am wenigsten. Bei Hunger bin ich wacher, konzentrierter.

Ich beginne wieder die Vorbeigehenden zu fokussieren. Mein Strahlen steht in den Startlöchern.

Der mit den senkrechten Falten an den Mundwinkeln will auf keinen Fall spenden.

Die mit den traurigen Augenbrauen vielleicht, aber sie ist schon vorbei.

Da kommt die Nächste, feine Züge, trotz ihrer Zartheit entschlossen –

»Hallo«, sagt sie. Lächelt, greift nach meinen Händen.

Ich warte auf Worte, doch es kommen keine aus meinem Mund.

»Ellis, ich bin's, Grace!«

Dieses Muttermal rechts über der Lippe. Diese feinen Locken, so kurz, dass man die Ohren sehen kann, mit winzigen Ohrläppchen.

»Ich weiß«, sage ich. Sie drückt meine Finger, schaut mich dabei unverwandt an, dann zieht sie mich an sich, Vanilleduft, immer noch. Jetzt stehen wir näher beieinander.

»Ich muss arbeiten«, sage ich.

»Ich auch«, sagt sie und deutet nach vorn, »ich komme später wieder.«

Die Neue trägt einen samtblauen Jogginganzug. Darüber fedrige Kringel, fast so hell wie ihre Haut. Ich habe sie schon den ganzen Tag lang beobachtet, mich gefragt, ob sie die Freundin sein könnte, die ich mir gewünscht habe.

»Sucht euch ein Buch aus«, sagt die Lehrerin.

Ich laufe nach vorn, zum linken Tisch, auf dem die Cornelia-Funke-Bücher liegen.

Die Neue greift nach dem zweiten, ich nach dem dritten Band der *Wilden Hühner*. Wir sehen uns an.

»War der zweite gut?«, fragt sie.

Ich nicke.

In der Pause stehen wir hintereinander an. Es gibt Gemüsesuppe mit winzigen schwammigen Würfeln. Seit einem Jahr frage ich mich, woraus die bestehen.

Wir setzen uns an denselben Tisch. Den leeren.

»Was sind das für Würfel?«, sagt sie, und: »Ich bin Grace.«

Nach dem Essen gehen wir wieder nach oben. Mit jedem Schritt nähern wir uns dem Klassenzimmergeruch. Ben und seine Gang trampeln hinter uns die Treppe hoch, aber ich höre Grace' Atem lauter hinter mir.

»Wie fangen wir an?«, fragt Grace. »Wo?«

Sie hat einen Spaziergang vorgeschlagen, sie will irgendwohin, irgendwo lang. Es ist anstrengend, sie gleichzeitig anzusehen, ihr zuzuhören, nachzudenken und zu errahnen, ob sie sich gleich nach rechts oder nach links wenden wird. Ich stoße mit dem Arm gegen ihren.

»Entschuldige«, sage ich.

»Was?«

Ich antworte nicht, sie hat nichts gemerkt.

»Vielleicht versuchen wir einfach das Unmögliche«, sagt Grace. »Die letzten zehn Jahre in einem Satz zusammenfassen.«

Plötzlich biegt sie ab, und ich laufe fast in sie hinein. Da erst merke ich, dass neben mir ein kleiner Weg nach unten führt, zum Fluss vermutlich.

»Du fängst an«, sagt Grace.

Du fängst an, das sagte sie schon damals, und ich fing an, ohne Frage, egal, was es war, egal, wie viel Angst ich hatte.

»Nach dem Abitur bin ich ausgezogen«, sage ich. Meine Stimme klingt so zittrig, als sollte ich jemandem etwas vorsingen, atemlos und ängstlich. Das ist doch albern, denke ich und zwingen mich weiterzusprechen: »Ich habe mit dem Studium angefangen ...«

»So etwas meine ich nicht«, sagt Grace und bleibt stehen. Sie lächelt ungeduldig. Nur sie kann ungeduldig lächeln, konnte es – und kann es anscheinend immer noch.

Ich senke den Blick, schiebe mit dem Fuß einen Stock hin und her, trete dann darauf und höre, wie er knackt.

Dann weiche ich ein paar Schritte zurück und schaue sie an. »Ich habe mich unter Druck gesetzt bis zum Abitur, mich dann mühsam davon erholt, mit meiner Mutter gestritten, weil ich es

nicht mehr aushielt, dass sie jeden Abend aufrecht in ihrem Bett saß und wartete, bis sie meinen Schlüssel im Schloss hörte.«

»Deine Mutter«, murmelt Grace. »Manche Dinge ändern sich nie.«

»Ich zog also aus, fing dann an mit dem Anglistik-Studium und traf meinen ersten Freund, der irgendwann auf unbestimmte Zeit nach Kanada ging – im Nachhinein erfuhr ich, dass das schon lange geplant war.«

»Klingt ja wunderbar«, sagt Grace. Ihr Lächeln wandert bis in ihre Augenwinkel hinein.

»Seit einem Jahr arbeite ich als Promoterin für NGOs. Das bedeutet: Ich mache Menschen ein schlechtes Gewissen, das sie dann versuchen mit Geld zu beruhigen.«

»Das war ein ganz schön langer Satz«, sagt Grace. »Aber ich lass es mal gelten. Bin ich jetzt dran?«

Sie pustet sich eine ihrer Locken aus dem Auge und spricht weiter: »Ich habe mich verliebt, oft und jedes Mal unsterblich ...«

Ich muss lächeln. »Manche Dinge ändern sich nie.«

»... und jedes Mal war es dann doch nichts«, fährt sie fort, mit Blick nach vorn. »Wie du bin ich so schnell wie möglich von zu Hause ausgezogen. Ich wollte nicht mehr dabei zusehen, wie meine Mutter sich mit Alkohol davon ablenkte, dass sie keinen Job hatte. Ich ging zu Jonas, in den ich zu der Zeit verliebt war, wir arbeiteten in derselben Bar. Später musste ich weg von ihm und allem ...« Sie hielt inne. »Ich schaff's nicht in drei Sätzen.«

»Das ist okay«, sage ich. Wir laufen langsam weiter.

Grace überlegt, dann sagt sie: »Ich tanze jetzt wieder.« Jetzt schaut sie mich an.

»An unserer alten Schule?«

»Ja«, sie lächelt. »Und ich arbeite in einem Elterncafé. Aber nur, bis ich berühmte Tänzerin werde.«

»Bist du wieder verliebt?«, frage ich.

Grace pustet wieder eine Locke aus dem Auge. »Nein, und ich glaube, das ist ein gutes Zeichen.«

Wir bleiben am Fluss stehen, schauen auf vorbeischwimmende Blätter.

»Kalt für April, oder?«, sagt Grace. Sie steht vor mir, und jetzt tauchen ihre Hände auf ihren Schultern auf, als würde sie umarmt.

»Wie Winter«, erwidere ich.

Seit Tagen schleiche ich über den Hausflur zur Nachbarstür und starre es an, das neue Schild: »Hier wohnen Greta und Sigune.«

»Das Mädchen ist so alt wie du«, hat Mama gesagt.

Sie sind schon am Sonntag eingezogen, aber ich habe sie noch nicht gesehen, nur gehört, am Montag, als das Mädchen in die Schule ging, viel früher als ich. Vielleicht war sie aufgeregt. Ich stelle mir Greta vor, ängstliche Augen, die aufleuchten, wenn sie mich ansieht. Und ich sage, alles wird gut, du wirst dich daran gewöhnen, keine Sorge, ich helfe dir.

Gleich treffe ich sie vielleicht zum ersten Mal – es ist mein Geburtstag, und ich habe ihr eine Karte in den Briefkasten gesteckt.

Ich packe weiter Geschenke aus, Mama sieht zu. Zwischendrin springe ich immer wieder auf, um die Musik noch etwas leiser zu machen.

Irgendwann ist es fast still.

Ich umarme Mama nach jedem Geschenk, ich umarme sie sowieso sehr oft, seit wir hier sind, weil sie so durchsichtig aussieht, dass ich mich immer wieder vergewissern muss, dass sie noch da ist.

Das letzte Päckchen, das Mama mir gibt, ist länglich, unordentlich in dunkelblaues Papier eingepackt, ohne Schleife.

»Du kannst es auch später allein aufmachen«, sagt sie. Ihre Stirn faltet sich zusammen wie ein Akkordeon.

Ich ziehe vorsichtig das Klebeband ab und versuche vergeblich, das Papier glattzustreichen, bevor ich mir den Inhalt ansehe. Blauer Stoff zwischen meinen Fingern, ich schüttele ihn, bis ich sehe, dass es ein viel zu großes T-Shirt ist, links auf

Brusthöhe eine Italienflagge. Ich drehe es um und lese hinten über der großen Ziffer 9: »TONI«.

»Was sollst du denn damit«, sagt Mama kopfschüttelnd.

»Was ist das?«, frage ich und sehe wieder auf die Italienflagge.

»Ich werd ihm sagen, dass du das nicht brauchst.«

»Was ist das?«, wiederhole ich.

»In den nächsten Ferien seht ihr euch. Da kannst du ihn fragen.«

»Wo ist er jetzt?«

»Pack doch noch deine restlichen Geschenke aus.«

»Das war das letzte.«

Wir schweigen. Mama starrt aus dem Fenster hinter mir. Am liebsten würde ich vor ihren Augen herumwedeln, doch dann würde sie sich vielleicht auflösen wie der Rauch von den Geburtstagskerzen.

Ich knete das T-Shirt in meiner Hand.

Dann endlich klingelt es.

Ich eile zur Tür.

Die Neue aus meiner Klasse steht vor mir. Wie kann das sein – ich hatte mich nicht getraut, sie einzuladen.

»Hallo, Nachbarin«, sagt sie.

Mir wird warm bis in die Zehenspitzen. »Ach, *du* bist Greta?«

»Grace. Nur Mama nennt mich Greta.«

Später liegen Grace und ich wie Raupen in unseren Schlafsack-Kokons. Das Mondlicht trifft genau auf meine Augenlider, wenn ich mich nach rechts drehe, wo Grace liegt.

»Schläfst du?«, flüstert sie.

»Nein, du?«

Es raschelt, und plötzlich ist ihre Hand an meiner Wange.
»Mach die Augen zu.«

Dann fährt sie mit den Fingerspitzen über meine Wangen-

knochen, mein Kinn und über den Nasenrücken, am Schluss fährt sie meine Oberlippe entlang.

In den nächsten Tagen bin ich fahrig. Ich spreche Menschen an und vergesse mein Strahlen oder lächle, ohne etwas zu sagen. Ich mache Überstunden, mehrere davon im Regen, und habe keinen Erfolg.

Nach der Arbeit laufe ich in dieselbe Richtung wie Grace vor ein paar Tagen, bis ich es gefunden habe – das Elterncafé.

Ich blicke durch das Fenster und versuche, durch mein Spiegelbild hindurchzusehen.

Grace sitzt schon da, die Hälfte ihres Gesichts durch ein Modemagazin verdeckt. Eine Weile beobachte ich sie von draußen – wie sie Seite für Seite umblättert und zwischendrin manchmal energisch mit dem Zeigefinger unter ihrer Nasenspitze entlangfährt. Ich habe das früher auch gemacht, in der Hoffnung, meine Nase könnte sich so in eine Stupsnase verwandeln wie die ihre.

»Jennifer Aniston magst du also immer noch?«

Grace dreht ihren Kopf zu mir, dabei bildet ihr Hals Falten, ungewöhnlich viele im Vergleich zu anderen Menschen. Auch wenn sie das Kinn leicht nach unten drückt, schiebt sich ihr Hals so zusammen.

Früher war das schon so. Grace sagte immer: »Das kann ja was werden. Ich sehe jetzt schon aus wie meine Oma.«

Und ich sagte: »Wir können gerne tauschen.« Und schaute auf ihre zarte, helle Haut.

Die Kellnerin kommt mit unseren Getränken, stolpert dabei beinahe über ein Kind, das vor ihren Füßen einen Bauklotz entdeckt hat.

»Fällst du hier nicht dauernd hin und verschüttest alles?«, frage ich.

»Man gewöhnt sich dran«, sagt Grace.

Das Kind setzt den Bauklotz auf seinen eben gebauten Turm,
er fällt in sich zusammen, es heult auf.

»Auch an den Lärm?«

Grace schaut überrascht von ihrer Kaffeetasse hoch. »Wel-
chen Lärm?«

Mein Vater hat mir eine Tasche geschenkt. Weiches Leder mit einer riesigen Sonnenblume darauf. Die Sachen, die ich dazu trage, wirken plötzlich anders auf mich – irgendwie auch neu.

Als ich ins Klassenzimmer komme, sind die meisten anderen schon da. Sie lungern auf den Tischen herum wie gelangweilte Äffchen.

Ich schiebe die Tasche auf meinen Rücken, doch Bens Gang kichert schon.

»Sehr schick«, sagt Ben, der hinter mir ins Zimmer kommt und mich fest in den Arm kneift, bis es in meinen Augen brennt wie beim Zwiebelschneiden.

»Peinlich«, sagt Grace.

Ich schaue auf. Grace steht neben Ben.

In mir zittert alles. Ich springe nach vorn. »Was hast du gesagt?«

»Nichts«, sagt sie.

Alle anderen stehen hinter ihr. Ich brauche nicht hinter mich zu sehen, ich spüre die Leere, wie wenn Mama morgens Durchzug macht.

Plötzlich ist da ein Striemen unter Grace' Auge. Er zieht sich lang nach unten, tropft rotebeetefarben auf ihr Shirt.

»Spinnst du?«, kreischt sie.

»Du hast sie gekratzt«, sagt jemand.

»Geschlagen«, ruft eine andere.

Ich schaue auf meine Hand. Sie sieht aus wie immer.

Auf Zehenspitzen husche ich aus der Wohnung. Ich trage nur die dicken Ringelsocken, ein Weihnachtsgeschenk von Grace' Mutter, selbst gestrickt. Es ist mir egal, dass sie dreckig werden, ich bin damit jeden Tag durch den Hausflur gelaufen. Doch ab morgen werde ich das nicht mehr tun.

Als ich vor ihrer Tür stehe, zögere ich.

Ich muss es schnell machen, sonst öffnet vielleicht jemand die Tür, und dann könnte ich es nicht, ich könnte ihr den Brief nicht in die Hand drücken. Ich würde ihn hinten in meine Jeanstasche stopfen und sagen, ich wollte nur mal kurz fragen, was abgeht, und dann müsste ich noch einen Tag zittern und vor Bauchschmerzen mein Morgenmüsli nicht runterkriegen.

Den Brief habe ich mit meiner Mutter geschrieben, gestern Abend. Zwei Stunden haben wir gebraucht und fünf Blätter, ins Reine geschrieben waren es zwei, vorne und hinten beschrieben. Mama hat ihn noch mal durchgelesen und mir versichert, dass er gut formuliert ist, dass ich überall darauf geachtet habe, nur Ich-Botschaften zu verwenden.

Ich lege ihn auf die Fußmatte. Klein sieht er aus. Ein kleines weißes Rechteck auf der Grinsekatze, der auf der einen Seite bereits alle Schnurrhaare fehlen, weil ich mit dem rechten Fuß immer stärker scharre und Grace auch.

Ich gehe rückwärts zurück, sehe zu, wie er kleiner wird.

Dann erinnere ich mich, dass ich klingeln wollte. Ich drücke einmal kurz, dann renne ich zurück und ziehe vorsichtig die Tür hinter mir zu.

Ich höre, wie gegenüber geöffnet wird, wie Stoff raschelt, als sich jemand bückt. Ist sie es? Oder ihre Mutter? Mein Herz klopft.

Am nächsten Tag in der Schule hält Grace den Brief in der Hand. Alle stehen um sie herum und starren mich an.

»Sie hat dir die Freundschaft gekündigt?«, sagt eine und lacht wie eine Hyäne.

Ja, denke ich, das habe ich.

»Komisch, findest du nicht?«

»Was?«, fragt sie.

»Dass wir zusammen hier sitzen, nach all den Jahren.«

»Weißt du noch, als du mir diesen Brief geschrieben hast?«

Grace schiebt sich die ganze Brötchenhälfte auf einmal in den Mund. Auf ihren Lippen bleibt keine Marmelade zurück, sie isst gleichzeitig genussvoller und eleganter als die meisten, die ich kenne. Früher habe ich versucht, sie nachzuahmen. Doch egal, wie sehr ich aufpasste, alles, in das ich biss, fiel auseinander, krümelte in mein Unterhemd und auf meinen Rock und verschmierte mir Mundwinkel und Nase.

»Du isst wie ein Kaninchen«, sagte eine aus der Gang einmal.
Und Grace –

»Das hat mich ganz schön verletzt«, sagt sie.

»Ich weiß gar nicht mehr, was drinstand«, sage ich.

»Ich glaube, du warst wütend, weil ich mich mit anderen angefreundet hatte. Eins weiß ich noch ganz genau: Du schriebst, ich hätte mich für die andere Seite entschieden.«

Wir lächeln.

»Kinderkram«, sage ich.

»Danach haben wir uns aber wieder zusammengerafft«, sagt Grace nach einer Weile. »Und wir waren zusammen bei Kim – weißt du nicht mehr?«